

Die Maifeuer, die auf den Hügeln brannten

Serie Willi Schneider berichtet von der intakten Dorfgemeinschaft im verschwundenen Grünbach

Von unserem Redakteur Peter Bleyer

■ **Grünbach.** Willi Schneider ist ein Baumholderer, daran besteht wohl kein Zweifel. Dass es aber für ihn vor langer Zeit gar nicht so einfach war, an diesem Ort Fuß zu fassen, daran erinnert sich der 89-Jährige noch gut. Auch wenn die Stadt nur einen Katzensprung von dem Dorf entfernt lag, in dem er aufgewachsen war. „Als Zugezogene haben uns die Leute lange bezeichnet“, sagt er. „Es hat gedauert, bis wir aufgenommen wurden.“ Das Haus, in dem er lebt, ist eines von jenen, die Ende der 1930er-Jahre mitsamt der Straße eigens für von den Nazis umgesiedelte Menschen gebaut worden waren. Auch Willi Schneiders Familie war gezwungen, ihre vertraute Umgebung gegen einen neuen Platz einzutauschen – denn Grünbach musste einem Truppenübungsplatz weichen.

Eins fällt sofort auf, wenn man mit dem ehemaligen Baumholderer Wehrführer über die alten Zeiten spricht. Er neigt nicht dazu, die Vergangenheit zu verklären. Auch wenn er in Grünbach einen Großteil seiner Kindheit verbrachte und viele glückliche Stunden erlebte, wahrt er eine gewisse Distanz und ordnet die Verhältnisse erstaunlich sachlich ein. „Die Armut war damals groß, den Leuten ging es schlecht, das muss man ganz klar sagen“, betont er. „Man hat immer gehofft, dass es irgendwann einmal besser wird.“ Ebenso wenig, wie er die Tatsachen schönredet, lässt er aber einen Zweifel daran, dass die Bewohner trotzdem an ihrem Dorf geblieben sind. „Heimat ist Heimat“, meint er philosophisch. „Grünbach war eine funktionierende Gemeinde.“

Und dann schaltet er fast überglücklich um – von der Totalen zur Nahaufnahme, von sachlichen Erläuterungen zu lebhaften Erinnerungen, springt mitten hinein in längst vergangene Tage. Willi Schneider erzählt von seinem einstöckigen Elternhaus, der Scheune und dem Stall, in dem ein Schwein und zwei Kühe Platz fanden. „Mein Vater war Anstreicher und ist im-

mer zu Fuß ins Saargebiet zur Arbeit marschiert.“ Im Ort habe es zwei Lebensmittelgeschäfte, einen Schmied, einen Schreiner, einen Schuster und eine Schule gegeben.

Dann erzählt Willi Schneider vom regen Dorfleben, in dem Sport- und Gesangverein fest verankert waren. „Es gab mal ein großes Sängerverfest im Steinalbtal, da wurde im Wald eine Bühne aufgebaut“, erinnert er sich mit einem Leuchten in den Augen. „Viele Besucher aus Oberstein kamen dorthin. Dieser Tag war wie ein kleines Geschenk. Wir Kinder haben Maiglöckchen gesucht, daraus kleine Mittelchen gemacht und sie an die Gäste verkauft.“

Fast sehnsüchtig wird der 89-Jährige, wenn er an eine bestimmte Feier im Frühjahr zurückdenkt. „Am 1. Mai brannten auf den Anhöhen rund um den Ort mehrere Maifeuer, das war ein beeindruckendes Bild“, berichtet er. „Grünbach war eingebettet inmitten von Bergen.“ Für ihn besteht kein Zweifel daran, dass das Dorf und die zwölf anderen Gemeinden heute noch existieren könnten.

Könnten. Konjunktiv. Denn die Nationalsozialisten hatten andere Pläne. 1937 fiel die Entscheidung,

Fakten zu Grünbach

Das Dorf entstand etwa um das Jahr 1000. Sein Name hat nichts mit der Farbe zu tun, sondern geht wohl auf das althochdeutsche Wort „grienc“ zurück, mit dem man den feinen Sand bezeichnete, der sich im Bach absetzte. Somit heißt Grünbach so viel wie Sandbach. Wie seine Nachbardörfer gehörte es vom 12. Jahrhundert an zur Grafschaft Veldenz, ehe es 1444 an den Herzog von Zweibrücken übergang. Der Dreißigjährige Krieg entvölkerte Grünbach fast vollständig. Mit der Zeit erholte sich der Ort wieder, besonders im 19. Jahrhundert gab es eine Aufwärtsbewegung. Ihren Höchststand erreichte die Einwohnerzahl 1930 mit 382. Als die gesamte Gemarkung mit 883 Hektar in den Truppenübungsplatz fiel, mussten sich 364 Menschen eine neue Heimat suchen.



An der Tränke im Unterdorf konnten die Menschen sich mit Eimern Wasser holen. Auf dieses Foto, das für die Dorfchronik gemacht worden ist, hat es auch Willi Schneider geschafft. Er ist der Junge mit der Mütze (links im Bild), der eine Hand am Griff des Eimers hat.

Fotos: Dr. Wilhelm Burger

dass im Hinterland Baumholders ein Truppenübungsplatz entstehen soll – zulasten der dort liegenden Ortschaften. „Als der Bürgermeister das bekannt gegeben hat, war die Aufregung sehr groß“, erinnert sich Willi Schneider. „Es betraf ja

nicht nur die Grünbacher, sondern auch die Verwandtschaft in den anderen Dörfern.“ In der Folge seien viele Versammlungen abgehalten worden. „Aber Einspruch einlegen konnte man vergessen.“ Nach und nach hätten sich die Leute mit dem

Gedanken vertraut gemacht und die Situation akzeptiert, sagt der 89-Jährige, während er wieder in die Distanz geht. Dabei habe die vorherrschende Armut eine große Rolle gespielt. „Das hat es den Menschen leichter gemacht. Sie sagten sich: Schlechter kann es nicht mehr werden. Nichtsdestotrotz war das Auseinandergehen sehr schwer.“

Als dann die Zeit gekommen war, mussten sich die Menschen einen Ort suchen, an dem sie unterkommen konnten. Manche erwischten es ganz gut, viele zog es beispielsweise auf die Hessenau, wo sie einen deutlich besseren Boden vorfanden als in Grünbach. Manche kamen auf lange Sicht vom Regen in die Traufe. „Ein paar Familien gingen nach Mecklenburg-Vorpommern“, weiß Willi Schneider. „Nach Gründung der DDR wurden sie enteignet, sie waren Knechte und Mägde auf dem eigenen Land.“

Der damals Elfjährige konnte hingegen mit seiner Familie in der näheren Umgebung bleiben, sein Vater hatte direkt eine Anstellung bei der Kommandantur in Baumholder gefunden. Für eine Unterkunft sorgten wiederum die Natio-

nalsozialisten. Sie ließen eine ganze Straße mit neuen Häusern bauen – die sogenannte Eigenheimstraße. Willi Schneiders Familie hatte 18000 Reichsmark Entschädigung erhalten, davon wurden 15000 für den Kauf des neuen Domizils gebraucht. „Es blieben also 3000 Mark übrig, um die Einrichtung zu beschaffen“, sagt Willi Schneider mit zynischem Unterton.

Noch heute ärgert er sich über die dilettantische Machart der Häuser. Nicht einen Sack Zement hätten die Arbeiter benutzt. Im Laufe der Jahre habe er mehrfach angebaut und viele Fehler ausgebessert. Die Straße änderte mit der Zeit ihr Gesicht und ihren Namen, mittlerweile ist sie nach Johann Wolfgang von Goethe benannt.

Und aus Willi Schneider ist ein eingefleischter Baumholderer geworden, erst recht nach der langen Zeit bei der Feuerwehr. Und doch hält er die Verbindung zu seiner Heimat aufrecht. Noch immer kommen jährlich einige Leute beim Ehemaligentreffen zusammen. Dann können die Verbliebenen gemeinsam zurückblicken auf das Dorf zwischen den Bergen und auf die Maifeuer, die immer im Frühjahr ringsherum brannten.



Im Gasthaus „Zur Steinalb“ lernte man tanzen

Rückblick Helmut Müller durfte als Sohn des Gemeindelehrers mit auf die Jagd gehen und erlegte sogar eine Wildkatze

Von unserem Redakteur Peter Bleyer

■ **Grünbach.** Ein eindrucksvolles Bild hat Helmut Müller noch ganz genau vor Augen: Sein Vater, der Gemeindelehrer, schließt die Schule ab, wirft den Schlüssel in den Garten und schießt mit seinem Gewehr dreimal in die Luft. Es war wohl eine symbolische Geste, wie um dem Dorf, das dem Untergang geweiht war, Lebewohl zu sagen. Das Kapitel Grünbach neigte sich dem Ende zu.

Als Lehrersohn hatte es Helmut Müller in dem kleinen Bauerndorf zweifellos besser als andere Kinder, das gibt er unumwunden zu. „Man war privilegiert“, sagt der 95-Jährige, der heute in einem Alterszentrum in Leichlingen lebt. „Der Lehrer war ja ein Staatsbeamter.“ Während die anderen Bewohner von harter Arbeit auf dem eigenen Acker leben mussten, herrschte im Hause Müller finanzielle Sicherheit – das brachte Annehmlichkeiten mit sich.

So durfte Helmut Müller beispielsweise schon früh mit seinem Vater auf die Jagd gehen, wie er erzählt. Sogar eine eigene Doppelflinte hatte er. Es gelang ihm unter anderem, eine Wildkatze zu erle-



Das Gasthaus „Zur Steinalb“ war Mittelpunkt des geselligen Dorflebens. Dort wagte Helmut Müller erste Tanzversuche.

gen, die später ausgestopft im Haus stand. „Außerdem lernte ich die Natur kennen und wurde ein kleiner Botaniker.“

Aber auch abseits dieser persönlichen Vorteile wusste er das Leben in Grünbach durchaus zu

schätzen. Vor allem die Tatsache, dass das Dorf fast autark funktionierte, imponierte ihm. „Wir hatten drei Lebensmitteläden“, berichtet er. „In welcher kleineren Gemeinde gibt es das heute noch?“ Es gab keine Pendler, alle verdienten ihr

Brot im Dorf, und die Kinder waren innerhalb von fünf Minuten in der Schule – ganz ohne Auto. „In der Bescheidenheit lagen Vorteile.“

Helmut Müller erzählt von den Tagen, als er im Bach Forellen fing oder im Saal der Dorfwirtschaft „Zur Steinalb“ tanzen lernte. Er erinnert sich an den langen Weg nach Baumholder zum Konfirmandenunterricht, den er im Alter von 13 Jahren zurücklegen musste – von Grünbach aus ging es mit dem Fahrrad über Mambächel. Auch ist ihm der Glockenturm der Schule noch im Gedächtnis. „Dreimal am Tag und zu besonderen Anlässen wurde die Glocke geläutet“, berichtet er. „Diese Aufgabe hat man immer an einen Jugendlichen vergeben, der dafür ein kleines Taschengeld bekam.“

Als Helmut Müller dann später als einziger Jugendlicher aus dem Dorf neben seinem Bruder die Möglichkeit hatte, die höhere Schule – wie man damals sagte – in Birkenfeld zu besuchen, rostete der Kontakt zu den Grünbacher Freunden naturgemäß ein wenig ein. „Der Weg zum Gymnasium dauerte eineinhalb Stunden“, betont er. „Wenn man dann wieder nach Hause kam, war nicht mehr allzu viel Zeit.“

Dieser Umstand und seine privilegierte Position waren wohl letztlich auch ausschlaggebend dafür, dass Helmut Müller keine große Trauer empfand, als Ende der 30er-Jahre die Nachricht von der Räumung Grünbachs die Runde machte. „Bei den meisten herrschte große Unsicherheit: Wo landen wir, was bekommen wir für unser Geld?“, sagte er. „Für mich war das kein Problem, mein Vater konnte sich seine neue Stelle als Lehrer sogar aussuchen und wählte schließlich Nohfelden.“ Für den damaligen Gymnasiasten war der Umzug sogar ein echter Glücksfall, wie er sagt. „Von Nohfelden aus brauchte ich nur noch 25 Minuten zur Schule.“

Der restlichen Dorfbevölkerung sei es freilich schwergefallen, die Heimat zu verlassen. „Aber Widerstand gab es nicht. Die Leute haben sich mit der Situation auseinandergesetzt.“

Helmut Müller trat später in die Fußstapfen seines Vaters und wurde Lehrer. Erst unterrichtete er von 1947 bis 1962 in Frauenberg, ehe er Rektor der Grundschule Birkenfeld wurde. Diese Stelle behielt er bis zu seiner Pensionierung.

„Weißt du noch, wie's damals war? Nun sind es doch schon 60 Jahr, dass man die Heimat muss verlassen, die Häuser leer und leer die Gassen. Nach allen Seiten zog man fort, fast jeder an 'nen andern Ort.“

„Weißt du noch, wie's damals war? Das Wasser des Grünbachs rein und klar, denk an die Wiesen, das schöne Tal, die Berge und Wälder, es war einmal. Denk an die Nachbarn, die Gemeinschaft im Ort, es war plötzlich vorbei, alles war fort.“

Aus einem Gedicht von Willi Schneider beim Treffen der Grünbacher 1999